

Juli 2009

59

RENÉS LEHRJAHRE

MEDIUM

ANTWORTEN AUF DAS WOHER UND WOHIN DES
MENSCHEN AUS GEISTCHRISTLICHER SICHT

1

„Was schaust du denn dauernd auf die Uhr?“

Die Stimme des Lehrmeisters klang ungeduldig. Grob wand er René das hölzerne Werkstück aus der Hand und musterte es mit kritischem Blick.

„Da musst du noch mal drüber. Die Kanten stimmen noch nicht“, sagte er, „vorher gibt es keinen Feierabend für dich.“

René zuckte die Schultern und nahm seine Arbeit wieder auf. Die schwüle Hitze dieses Sommertags lastete schwer und stickig in der Werkstatt und machte ein Weiterarbeiten fast unmöglich. Er achtete nicht darauf, obwohl das Gemisch aus Schweiß und Staub sein Gesicht und seinen Hals klebrig überzog. Konzentriert beugte er sich über das eingespannte Stück Holz, das zu einer Massanfertigung gehörte und führte die Feile rasch und sorgfältig über die Kanten.

Endlich hatte er es geschafft und der Lehrmeister entliess ihn, nachdem er das Ergebnis noch einmal murrend geprüft hatte. René schwang sich auf sein Moped und fuhr die kurze Strecke bis zum „Roten Zopf“, wo ihn seine Kameraden erwarteten.

„Da bist du ja endlich!“ riefen sie.

„Happy birthday!“

Hände wurden geschüttelt und dann setzte man sich zum Pokern hin wie jeden Abend. Gesprochen wurde nicht, ausser wenn jemand zu mogeln versuchte. Mehr als einmal hatten die resoluten Wirtsleute die vier Jungen aus dem Gasthof komplementiert, weil ihr Spiel in eine Schlägerei ausgeartet war.

An diesem Abend blieb jedoch alles friedlich. Die Wirtin warf einen freundlichen Blick auf die Spieler und sah ihnen eine Weile zu.

„Auch von mir alles Gute zum Geburtstag, René“, sagte sie. „Hast du dir denn einen Wunsch erfüllt?“

René erwiderte nichts. Angestrengt fixierte er die Karten in der Tischmitte.

„He“, rief die Wirtin und versetzte ihm einen gutmütigen Puff, „hast du nicht gehört?“

„Ach, sei doch ruhig!“ beehrte der Angesprochene auf und sprang vom Stuhl. „Du hast mich abgelenkt, nun habe ich alles verloren!“ Wütend fuchtelte er mit seinen Armen und beschimpfte die Wirtin. Erschrocken von diesem unerwarteten Ausbruch wich sie zurück. Sofort trat ihr Mann dazwischen und packte den Tobenden am Kragen.

„So nicht, mein Junge“, rief er und bugsierte ihn unsanft hinaus.

„Kühl dich ab! Und die nächsten vier Wochen hast du hier Hausverbot!“

Fluchend rappelte sich René auf und rieb seinen schmerzenden Ellbogen. Der Alte besass noch immer erstaunlich viel Kraft.

Ein kräftiger Wind war aufgekommen und fuhr ihm durch die Glieder. In der Ferne hörte man das Donnerrollen eines nahenden Gewitters. Zögernd blickte René auf die geschlossene Wirtshaustür. Und wenn er einfach wieder hineingehen würde? Aber sogleich liess er den Gedanken fallen, denn er wusste, dass er damit endgültig verloren hatte beim Wirt. Missmutig startete er sein Moped und fuhr nach Hause. In seinem Elternhaus brannte noch Licht, obwohl es beinahe Mitternacht war und die Eltern sehr früh zur Arbeit mussten.

„Hast du die Quittung?“ fragte ihn die Mutter zur Begrüssung. Sie stand an ihrem kleinen Sekretär und wühlte in einem Stapel Papiere.

René stutzte.

„Welche Quittung?“

„Na, von der Post! Du hast den Brief doch hoffentlich aufgegeben?“ Um ihre Beine strich die Katze, die sie missmutig verscheuchte.

„Ja, hab ich“, log René, dem in diesem Augenblick einfiel, dass dieser Brief noch immer in seiner Tasche steckte, „aber ich habe keine Quittung erhalten.“

„Das kann nicht sein!“ rief die Mutter, „man erhält immer eine!“

„Ach, reg dich doch nicht so auf“, erwiderte René, „wegen einer Briefmarke! Die ist ja nicht einmal das Papier der Quittung wert!“

Der Streit war entfacht. Die Mutter machte ihm Vorwürfe und holte sogar den Vater zur Hilfe, der allerdings zu müde war, um sich einzumischen, was die Mutter auch noch gegen ihn aufbrachte.

Wütend stieg René in sein Zimmer hinauf und schlug die Türe zu. Aus dem Zimmer nebenan, wo seine kleine Schwester schlief, vernahm er unterdrücktes Weinen. Sie weinte immer, wenn er sich mit den Eltern stritt. Im Halbdunkel erkannte er einen unförmigen Gegenstand auf seinem Bett. Angewidert hielt er ihn hoch: der zerlumpte und leicht feuchte Teddybär seiner Schwester. Auf seinem Bauch steckte ein Zettel mit der ungelenen Schrift eines sechsjährigen Kindes: „Damit du am Geburzdag nich allein slafen must.“

Achtlos warf er ihn auf den Stuhl und sank erschöpft ins Bett.

„In zwei Jahren kann ich endlich die Fahrprüfung machen“, dachte er und schlief ein.

Am nächsten Morgen erwachte René durch das Klingeln des Telefons.

„Mist, ich habe verschlafen“, dachte er und erhob sich aus dem Bett. Er zog sich an, ohne sich allerdings zu beeilen und liess das Telefon schellen, denn bestimmt war das sein Chef, der anzurufen versuchte. Es war noch früh genug, wenn er sich in der Werkstatt seine Poltereie anhören musste.

In der Küche standen noch die Reste des Frühstücks der Eltern auf dem Tisch. Er nahm sich ein Glas Milch aus dem Kühlschrank, da bemerkte er Elli, seine kleine Schwester, die verlegen unter der Tür zum Wohnzimmer stand und ihn schüchtern anblickte.

„Was machst denn du hier?“, fragte René, „musst du nicht im Kindergarten sein?“

Die Kleine schüttelte den Kopf.

„Ach, dann ist heute wohl dein ‚Bleib-du-schön-brav-im-Zimmer-bis-die-Mama-wieder-kommt-Tag.‘“ René lachte verächtlich.

„Was starrst du mich denn so an?“ fügte er ungehalten hinzu. „Da musst du durch, das musste ich auch.“

Und ohne sich weiter um sie zu kümmern, stellte er sein leeres Glas zurück und verliess das Haus, in dem Elli ganz allein zurückblieb, bis die Mutter gegen Mittag von ihrer Arbeit heimkehren würde.

Als René bei der Schreinerei angekommen war, schien sie ihm verdächtig ruhig. Keine Säge, kein Motorengeräusch war zu vernehmen. Die Tür zur Werkstatt stand weit offen, doch niemand war zu sehen. Es kündigte sich wiederum ein heisser Tag an. Kein Lüftchen regte sich und die Strassen waren von der langen Trockenheit ganz staubig. Da hörte er Schritte und Benno, der andere Lehrling, kam mit kreideweissem Gesicht auf ihn zu.

„Es gab einen Unfall“, sagte er, sichtlich unter Schock, „der Chef hat sich einen Finger abgeschnitten. Ich stand direkt daneben, als es passierte.“ Halb ohnmächtig rutschte er mit dem Rücken die Hauswand hinunter und barg den Kopf in den Armen.

„Das nenn ich eine gute Nachricht“, zischte René. Benno sah in verstört an.

„Da hat uns der alte Tyrann einen freien Tag beschert.“ René lachte. „Er hat's nicht anders verdient!“

„Du weisst nicht, was du redest“, stiess Benno hervor und kämpfte mit den Tränen.

„Dann war das wohl nicht der Alte, der bei mir anrief heute morgen?“ fragte René.

„Nein, das war Stefan. Er wollte dich informieren.“

„Nimm's locker, alter Kumpel“, sagte René grossspurig und klopfte Benno kräftig auf die Schulter. „Wer wird denn wegen etwas Blut gleich den Kopf verlieren. Ich jedenfalls gehe jetzt schwimmen. Das einzig Vernünftige, was man bei dieser mörderischen Hitze tun kann!“

Er winkte lässig und schon war er Richtung Fluss losgefahren.

Manchmal geschehen im Anschluss an schreckliche Ereignisse weitere schreckliche Dinge, ohne dass ein Zusammenhang zwischen beiden bestehen muss. Leicht neigt der Mensch dazu, diese Dinge aufeinander zu beziehen und zu sagen, dass das Zweite die Strafe für das Erste sei. Du, lieber Leser, wirst dir natürlich deine eigenen Gedanken machen, aber in dieser Geschichte, die ich dir erzähle, besteht dieser Zusammenhang nicht. Das möchte ich vorausschicken. René wird sterben, und das ist eine ernste

Angelegenheit. Aber er stirbt nicht zur Strafe, sondern weil er wild ist und dazu auch noch grosses Pech hat.

Inzwischen war es elf Uhr vorbei. Bereits war die Hitze so gross geworden, dass die Luft über dem Asphalt flimmerte. Die Strasse stieg leicht an und machte eine leichte Rechtskurve. Gleich dahinter begann das Waldstück, welches zum Fluss hinunter führte. Schon konnte ihn René riechen und voller Ungeduld gab er Gas. Eine schmale Abzweigung führte ihn von der Strasse weg direkt ans ersehnte Ufer. Dort warf er sein Moped ins Gebüsch und zog die Kleider bis auf seine Shorts aus.

Die lange Hitzeperiode hatte den Wasserspiegel absinken lassen und überall ragten die Steine heraus. Gemächlich plätscherte der breite Fluss dahin und war nicht wiederzuerkennen. Sonst ein sprudelnder, gefährlicher Strom, gab er sich heute als seichtes, harmloses Gewässer, in das man sich hineinsetzen musste, um überhaupt bis zur Brust nass zu werden. Übermütig stieg René hinein, versuchte mit grossen Schritten und so schnell er konnte in die Mitte zu gelangen, wo der Fluss etwas tiefer war. Schon hatte er sie erreicht, da rutschte er auf einem flachen, glitschigen Stein aus, verlor das Gleichgewicht und fiel nach hinten. Heftig schlug er mit dem Kopf auf einen der herausragenden Steine. Sofort verlor er das Bewusstsein und regte sich nicht mehr. Sein schwer gewordener Körper zog ihn seitlich herab, immer tiefer rutschte er zwischen zwei grossen Steinen hinunter, bis sein Kopf und der Oberkörper vollständig im Wasser lagen.

2

Es war alles so schnell und unerwartet passiert, dass René gar nicht begriff, was vorgefallen war. Eben war er doch noch im Fluss gewesen und nun sass er auf einer unbekanntem Wiese. Verwundert blickte er sich um. Es musste Abend geworden sein, denn die Sonne

war verschwunden und die Andeutung einer Dämmerung lag über der Gegend.

„Ich bin doch ausgerutscht“, überlegte er und versuchte sich angestrengt zu erinnern, was danach geschehen war. Es war aussichtslos. Es fiel ihm einfach nicht ein und zudem beschlich ihn das sonderbare Gefühl, es liege schon sehr lange zurück.

Er rappelte sich auf und ging in die Richtung, in welcher er ein Dorf vermutete. Tatsächlich erkannte er einige Häuser. Er suchte in seinem Gedächtnis nach einem solchen Ort, doch hier war er mit Sicherheit noch nie gewesen.

Immerhin gab es ein stattliches Gasthaus, auf das er zusteuerte. Die Tür stand offen und so trat er ohne weitere Umstände ein. Sogleich schlug sein Herz höher: Das war ja ein Ort wie für ihn geschaffen! Alle Tische waren voll besetzt und überall wurde gespielt. Sein geübter Blick erkannte sogleich die Gruppen, welche pokerten, doch auch viele andere Kartenspiele waren vertreten, auch Brettspiele und weitere, ihm unbekanntere Spiele. Neugierig liess er seinen Blick schweifen. Der Raum war zweistöckig und überall sassen sie, jung und alt, und spielten. Aufgeregt durchschritt er den Raum und besah sich alles. Niemand nahm Notiz von ihm. Die Atmosphäre war aufgeheizt und gereizt, doch hin und wieder hörte man auch Lachen. Über einigen Tischen lag eine angespannte Stille und man spürte, dass dort ein falsches Wort oder eine unerwünschte Einmischung sogleich zur Explosion führen würde. Teilweise wurde heftig gestritten, Stühle flogen herum und die Streitenden packten sich über die Tische hinweg, Karten und Spielsteine wirbelten durch die Luft.

Er entdeckte bei seinem Rundgang noch weitere Räume, aus denen Lärm und Streit zu hören war. Auch ein weitläufiger Garten gehörte zum Haus. Einige vergnügten sich dort mit Tischtennis und Fussball.

Wie nur war er in dieses Spielparadies gelangt? Aber diese Frage war unwichtig, denn: was wollte er denn mehr? War dies nicht der Traum eines Burschen wie er?

Da sich niemand um ihn kümmerte, musste er einen Weg finden, in Kontakt zu kommen. Das war nicht leicht, denn alle wirkten so versessen, dass sie das Feld kaum freiwillig räumen oder ihn an ihren Tisch einladen würden.

Die Pokerspieler, die ihn besonders anzogen und wo er ein wenig zuschauen wollte, gaben ihm unmissverständlich zu verstehen, dass er hier nichts zu suchen habe.

„Scher dich weg“, fauchte ihn ein Mädchen an. Das aber provozierte René und er blieb einfach stehen.

Doch als ihn vier finstere Augenpaare anfunkelten und einer der Burschen Anstalten machte aufzustehen, zog er sich zurück. Da war er wirklich unter Seinesgleichen geraten, musste er sich halb anerkennend, halb missmutig eingestehen.

„Geh doch mal nach oben“, bekam er plötzlich den Tipp von einem jüngeren Mann, der dicht an ihm vorbeiging und ihm zunickte.

Der obere Stock bestand aus einer offenen Galerie, die von einem Geländer eingefasst war. René stieg die Treppe hinauf. Von hier war vorhin das Gelächter gekommen.

An einem Tisch sassen vier ältere Kartenspieler und einer von ihnen winkte ihn herbei.

„Spiel mal für mich, Kleiner“, sagte er und erhob sich, „mir wird das allmählich zu öde. Ich gehe raus.“ Er streckte sich und gähnte und schlurfte davon.

René kannte weder die Karten noch das Spiel. Doch er wurde mit knappen, barschen Worten eingeführt und schon war er aufgenommen in dieser kleinen, kauzigen Runde, bevor er sich nach anderen, jüngeren Mitspielern umsehen konnte. Besser mit diesen Alten spielen als gar nicht, dachte er. Er tauchte mit ihnen ab in die Welt dieses Spiels mit seinen Regeln und Tricks und liess sich davontragen. Er vergass alles, was um ihn herum geschah. In seiner Seele war kein Platz mehr für irgendetwas anderes als für diesen Tisch mit seinen Karten, der ihn sogleich in seinen Bann gezogen hatte und nicht mehr losliess.

Das Zeitgefühl kam René vollständig abhanden.

Er hatte keine Ahnung, wie lange er schon spielte, als plötzlich ein Raunen durch das Gasthaus ging.

Aufgeregtes Tuscheln ging durch die Reihen und überall wurden Hälsen gereckt.

„Nutschnig kommt“, hörte René jemanden sagen und sogleich war auch er voller gespannter Aufmerksamkeit.

„Was? Nutschnig?“ rief er und als seine Mitspieler nicht darauf reagierten, wiederholte er: „Habt ihr nicht gehört? Nutschnig kommt!“

„Dann soll er“, brummte der eine und forderte René auf, sich wieder zu setzen.

„Nie gehört“, knurrte sein Nachbar.

„Was, ihr kennt Nutschnig nicht?“ rief René. „Nutschnig, der Fussballer, *der* Fussballer?!“

René machte eine abfällige Handbewegung.

„Ihr seid ja uralte, das habe ich vergessen.“

Er warf die Karten auf den Tisch und rief: „Es wird mir zu blöd mit euch, nichts wisst ihr, nichts kennt ihr, nicht mal Nutschnig!“

Damit stieg er eilig die Treppe hinunter und drängte sich zur Tür hinaus, wo bereits eine kleine Schar junger Leute versammelt war, um Nutschnig zu begrüßen.

Endlich kam er, der berühmte Fussballspieler, leichtfüssig drüppelnd und erhob grossspurig die rechte Hand, als ihn die Burschen und Mädchen johlend begrüßten. Er trug noch immer das Trikot seiner Mannschaft, schien zu schwitzen und benahm sich, als befände er sich noch mitten im Fussballstadion und winke den jubelnden Zuschauern zu.

Aber plötzlich stoppte er seinen Lauf, starrte irritiert auf die kleine Menschenmenge, zog sein Shirt zum Gesicht hinauf, wischte sich heftig über Gesicht und Augen und blickte betroffen um sich.

„He, Mann, wo bin ich denn hier gelandet?“ fragte er und man wusste nicht, war er entsetzt oder einfach nur verblüfft über diese Situation, die offensichtlich ganz unerwartet eingetreten war.

„Wo sind die andern?“ fragte er. „Meine Mannschaft, die Fans, Laura?“

„Wahrscheinlich noch unten“, lachte einer der Jungen, Schadenfreude in der Stimme.

Der Neuankömmling bahnte sich einen Weg durch die Umstehenden und ging ins Gasthaus. Dort wurde er nur mit einem gleichgültigen Blick bedacht, denn von der älteren Generation kannte

ihn keiner mehr. Sie hatten die Geburt Nutschnigs und seine spektakuläre Karriere als international berühmter Fussballer nicht mehr erlebt. Lange Zeit vor ihm waren sie in die jenseitige Welt eingetreten. So spielten sie weiter, ungerührt, stumpf über ihren Tischen brütend.

„Durst!“ brüllte Nutschnig und suchte mit hektischen Blicken nach einem Getränk. Doch auf keinem der Tische stand ein Glas und niemand kam, ihm etwas anzubieten.

„Gibt's denn hier kein Wasser?“ rief er. Er bekam nur spöttisches Gelächter zur Antwort.

„Wo bin ich hier?“ schrie er. „Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu!“

Da brach er zusammen, sank auf den Boden und schluchzte verzweifelt.

„Der hatte bestimmt einen Hitzschlag“, flüsterte jemand.

„So ein Weichei!“ rief das Mädchen, welches zu den Pokerspielern gehörte und René einst von ihrem Spieltisch gescheucht hatte. Sie wollte ihm einen Fusstritt versetzen, als ein grosser, schlanker Mann dazwischentrat und sie mit festem Griff zurückhielt.

„Du kommst jetzt für eine Weile weg. Du hast hier sehr viel Unfriede verbreitet in der letzten Zeit“, sagte er mit energischer Stimme und zog sie trotz ihres lauten Protestes mit sich fort. René erkannte in ihm den jungen Mann, der ihm freundlich zugewinkt hatte, als er neu und fremd herumgestanden war. Erstaunt blickte er ihm nach, wie er mit dem störrischen jungen Mädchen davoneilte.

„Was hat er vor?“ fragte er den, der am nächsten bei ihm stand.

„Sie muss in die Dunkelheit“, erwiderte jener, „musstest du das etwa noch nie?“

René schüttelte den Kopf.

„Da hast du Glück gehabt. Alle, die Streit anfangen oder wütend werden, weil sie verlieren, müssen das.“

„Du auch?“ wollte René wissen. Der andere bejahte.

„Das ist sehr, *sehr* unangenehm, kann ich dir sagen. Und wenn du das ein paar Mal erlebt hast, wirst du vorsichtiger.“

René begriff, wie wenig er bisher von seiner Umgebung mitbekommen hatte. Auch an seinem Tisch war gestritten worden,

sogar heftig, doch gab sich das jeweils rasch wieder und man war nicht nachtragend. Und wenn sein Temperament durchzugehen drohte, zog ihn einer der älteren Mitspieler beschwichtigend am Ärmel.

Ratlos blickte René auf Nutschnig, der noch immer weinend auf dem Boden lag. Keiner kümmerte sich um ihn. Die Schaulustigen waren grösstenteils wieder zu ihren Spielen zurückgekehrt.

Nur einzelne standen wie René herum.

„Bei uns kann er wenigstens Fussball spielen“, meinte einer trocken.

„Ja, und uns noch etwas beibringen.“

René wandte sich ab und hatte auf einmal das Bedürfnis, in Ruhe nachzudenken.

3

Er verliess das Gasthaus und ging einige Schritte. Merkwürdig, noch immer herrschte dieses gleichmässige, fahle Dämmerlicht, das die eintönige Landschaft einhüllte. Das Gasthaus stand inmitten eines winzigen Dorfes. Erst jetzt war ihm aufgefallen, dass es ja kein richtiges Gasthaus sein konnte, wenn es nicht einmal Getränke gab. Was er schon länger geahnt hatte, erkannte er nun ganz klar: Er war gestorben, genauso unverhofft und rasch wie dieser Nutschnig. Sie lebten nicht mehr auf der Erde, sondern an einem unbekanntem, geheimnisvollen Ort, welcher der Erde unglaublich ähnlich sah und sie doch nicht sein konnte.

Gedankenverloren schlenderte er den Weg entlang. Ob das ewig so weiterging hier? Er dachte an seine Arbeit, an seine Lehre als Schreiner, das frühe Aufstehen am Morgen und die langen Tage, die sein Chef oft verlängerte, weil er nicht zufrieden war mit dem Geleisteten. Er dachte an seine Freunde, das abendliche Pokerspiel, das der Vater schlecht und recht duldet, die Mutter dagegen nicht weiter interessierte. Sie hatte ihn nie gefragt, mit wem und wo er seine Abende verbrachte. Ein Anflug von Einsamkeit und Langeweile

erfasste René. Er wusste nicht, wohin er gehen sollte, blieb zögernd stehen und kehrte schliesslich langsam wieder um.

Da fiel ihm ein, dass das Mädchen den Pokertisch hatte verlassen müssen und dass dies seine Chance sein könnte, ihren Platz einzunehmen. Er beschleunigte seinen Schritt und prallte beinahe gegen den jungen Mann, welcher das Mädchen fortgeführt hatte.

„Wohin so eilig?“ fragte er.

René wollte sich an ihm vorbeidrängen, doch der Mann hielt ihn mit unglaublicher Kraft fest, ohne dass er sich dabei anzustrengen schien.

Gütige Augen blickten René an und es durchzuckte ihn der Gedanke: „Das ist ein Höherer!“

„Ja, ich bin ein Engel Gottes“, sagte der Unbekannte mit den freundlichen und doch sehr bestimmt blickenden Augen, der seine Gedanken aufgefangen hatte. „Und es ist höchste Zeit, dass du einmal etwas anderes erlebst als dieses Haus. Willst du mitkommen?“

René zögerte.

„Wir gehen gemeinsam in den Wald“, sagte der Engel.

„Was soll ich denn dort?“ fragte René misstrauisch.

„Das wirst du schon sehen“, erwiderte der Gottesbote. Damit zog er ihn sanft mit sich fort. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her. Ein Wald wurde in der Ferne sichtbar und während sonst alles in dieses gleichförmige, graue Licht getaucht war, leuchtete dieser Wald in frühlingshaftem Glanz. Je näher sie kamen, desto deutlicher vernahm man den Gesang von Vögeln, die unbekannte, liebliche Melodien zwitscherten und die Geräusche von unzähligen Tieren. Es war ein Stimmengewirr, farbenfroh und lebhaft, wie es René noch nie gehört hatte. Seidene Schmetterlinge flatterten durch die Luft, gross wie Taschentücher und überraschten den Jungen, als sich einer von ihnen zutraulich auf der Hand des Engels niederliess.

„Wir werden nun öfters solche Spaziergänge unternehmen“, eröffnete ihm der Geist Gottes und beförderte den Schmetterling mit einer sachten Bewegung in die Luft zurück.

„Du hast viel zu lernen und dazu dienen uns diese wunderbaren Tiere.“

„Tiere“, sagte René und verzog den Mund, „ich habe noch nie etwas mit Tieren anfangen können. Welchen 16-jährigen Jungen interessiert denn so etwas?“

„Sechzehnjährig?“ fragte der Engel gedehnt. „Mein lieber Junge, nach irdischer Zeitrechnung wärst du inzwischen 26!“

Ungläubig starrte ihn René an.

„Das kann doch nicht sein!“ rief er aus.

„Und ob“, entgegnete der Engel, „doch das soll dich jetzt nicht weiter beschäftigen. Viel zu viel Zeit hast du schon vertan und wie ich sehe, kennt deine Seele die Liebe und die Zärtlichkeit noch immer nicht.“

René fühlte sich peinlich berührt bei diesen Worten. Liebe und Zärtlichkeit?

Der Engel achtete nicht darauf, sondern schritt in einer plötzlichen, freudigen Bewegung rascher voran.

„Schau nur, dort!“ Inmitten des Pfades stand vollkommen unbeweglich auf einem Bein ein grosser, prächtiger Flamingo, dessen lachsfarbenes Gefieder glitzerte, als wäre es mit Tausenden kleinster Edelsteinchen übersät. Er stand ganz still, kostbar wie aus zerbrechlichem Porzellan und doch voll warmen, göttlichen Lebens.

Der Engel trat nahe an den bezaubernden Vogel heran, sprach liebevoll mit ihm und streichelte ihn.

„Berühre auch du ihn, er ist zahm wie alle Tiere bei uns“, forderte der Engel René auf. Doch dieser sträubte sich. Er fühlte sich unbehaglich und konnte das Entzücken seines Begleiters nicht teilen. Der Engel führte ihn zu dem grossen Teich, dem der Flamingo entstiegen war und wo sich seine Artgenossen aufhielten. Das lebendige Wasser funkelte silbern und blau und die Schatten der vielen Flamingos überzogen das ganze Gewässer wie mit glühenden, rosafarbenen Seerosen. Leuchtend grüne Bäume säumten das Ufer und tauchten ihre schimmernden Äste ins Wasser.

Versonnen und freudig strahlend gab sich der Engel diesem Anblick hin und schien René vollkommen vergessen zu haben.

Dieser trat ungeduldig von einem Bein aufs andere. Er verstand nichts von dieser Vielfalt und Schönheit und konnte nicht nachempfinden, wie man sich an diesen Vögeln so erfreuen konnte.

Endlich setzten sie ihren Weg fort. Immer weiter wanderten sie durch den Wald, doch nichts vermochte René zu beeindrucken. Immer wieder richtete der Engel seine Aufmerksamkeit auf dieses oder jenes, doch René's Seele blieb unberührt.

„Weisst du, deine Seele ist noch so stumpf“, setzte der Gottesbote zu einem Gespräch an. „Wenn ich mir dein zurückliegendes Erdenleben vor Augen führe, kann ich nichts Freundliches erkennen. Kein liebes Wort ist aus deinem Mund gekommen, keinen liebevollen Blick hast du jemandem geschenkt, nicht einmal deinem Schwesterchen.“

René erwiderte nichts. Was wollte denn dieser Fremde von ihm? Er hatte eben gelebt, wie man es ihm vorgelebt und wie er es gekannt hatte und war sich nicht bewusst, etwas falsch gemacht zu haben.

„Ich weiss wohl“, fuhr der Engel fort, „dass auch du nie Zärtlichkeit erfahren hast. Du hast es nie erleben dürfen. Keinen einzigen Kuss hat man dir je geschenkt. So ist es notwendig, dass die Liebe endlich den Weg in dein Herz findet und du deine Rauheit ablegst. Und dafür bin ich zu dir geschickt worden.“

Er machte ein Zeichen, dass er zurückkehren wollte.

„Ich werde dich wieder abholen“, sagte er, als sie beim Gasthaus eingetroffen waren. „Ich habe hier in der Nähe noch weitere Aufgaben zu erfüllen und werde bald wiederkommen.“

Damit war er verschwunden.

Etwas verwirrt trat René ins Haus. Unschlüssig stand er im Eingang und verspürte plötzlich gar keine Lust mehr aufs Pokern. Ziellos wanderte er durchs Haus und stellte zum ersten Mal fest, wie laut es hier drinnen war. Er flüchtete in den Garten, doch auch dort schrie und lärmte man durcheinander. Überhaupt kam es ihm so vor, als herrsche heute eine besondere Aufregung. Auf dem kleinen Fussballfeld erblickte er eine Gruppe junger Burschen, die sich glühend vor Eifer um Nutschnig drängten. Dieser nahm sich jeden einzelnen vor und teilt ihm herablassend mit, ob er zum Fussballspielen tauge oder nicht. Da gab es manch bitter enttäuschte Gesichter, wenn einen der Meister für untauglich erklärte.

René zog sich in den hintersten Winkel des Parks zurück und legte sich ins Gras.

„He, was liegst du hier so faul herum?“ Das war die heisere Stimme der Pokerspielerin. Sie warf sich neben René nieder.

„Na, hast wohl die Chance auf meinen Platz verpasst?“, spottete sie.

René schwieg.

„Nanu, plötzlich verstummt?“ stichelte sie weiter.

Als René weiterhin hartnäckig schwieg, gab sie auf.

Eine Weile sassen sie still nebeneinander. Vom Fussballplatz schallte der Lärm der Burschen herüber und hin und wieder hörte man die Stimme Nutschnigs, der sich als Trainer und Schiedsrichter betätigte.

„Dieser Aufschneider“, brummte das Mädchen, „kaum hier angekommen, gibt er schon den Ton an.“

„Sag mal“, sagte René langsam, „hast du hier schon einmal Tiere gesehen?“

„Nein“, antwortete das Mädchen, „nicht mal eine Fliege oder Maus.“

„Es gibt sie aber. Ich habe welche auf einem Spaziergang mit dem Engel gesehen.“

„Ach, was du da erzählst“, sagte sie argwöhnisch, „ich bin schon lange hier und ich habe noch nie so etwas erlebt.“

„Dafür kennst du die Dunkelheit“, sagte René herausfordernd.

Da schüttelte sich das Mädchen, als liefen eisige Schauer über ihren Rücken.

„Da will ich nicht mehr hin“, sagte sie schauernd, „das ist zu schlimm.“

„Wie heisst du überhaupt?“

„Elli.“

„Elli?“ fragte René, beinahe erschrocken.

„Ja“, versetzte das Mädchen gereizt, „ist was mit meinem Namen?“

„Wie meine Schwester“, erwiderte René leise.

Zum ersten Mal erhellte sich Ellis Gesicht ein wenig.

„Wie nett“, sagte sie, „so oft hört man diesen Namen ja nicht. Wie alt ist sie denn?“

René überlegte angestrengt.

„Fünf oder sechs, vielleicht auch sieben“, meinte er, „also *war* sie. Das ist ja alles ein Weilchen her.“

Wieder schwiegen sie.

„Elli würde es hier gefallen“, sagte René. „Diesen Wald würde sie mögen, all diese Tiere, da wäre sie ganz hingerissen.“

„Was für Tiere?“ sagte Elli. „Du hast wohl geträumt. Die hätte ich ja auch einmal sehen müssen. Ich war ja vor dir da.“

„Vielleicht nimmt er dich auch einmal mit auf einen Ausflug.“

„Wer?“

„Na er, dieser Engel.“

„Ich kenne keinen Engel.“

„Aber sicher!“ rief René. „Es war ja der gleiche, der dich weggeführt hat.“

„Der?“ fragte Elli zweifelnd. „Das war doch ein Sozialarbeiter. Solche Typen kenne ich vom Heim.“

„Dann war's eben ein Sozialarbeiter-Engel. Hast du denn nicht gemerkt, dass er etwas Besonderes ist?“

„Nein“, sagte Elli trotzig.

„Und seine Augen?“

„Was soll denn damit sein?“

„Sie sind eben besonders. Besonders...“ René suchte nach Worten.

„Besonders schön.“

„Von mir aus“. Elli zuckte die Schultern. „Das haben auch andere. Ich langweile mich jedenfalls zu Tode, und wenn hier nicht bald was geschieht, sterbe ich.“

René begann zu lachen. Wie wohl das tat, so herzlich zu lachen. Er konnte sich kaum halten.

Zuerst schaute ihn Elli wütend an von der Seite, doch dann musste sie schmunzeln.

„Ja, ja“, sagte sie, „wir sind ja schon gestorben. Zu dumm. Das hat man nun davon. Ist auch nicht spannender als das Leben unten.“

Sie plauderten noch ein wenig. Schliesslich stand René auf und reckte die Glieder.

„Spielen wir eine Runde Tischtennis?“

„Ach nein“, erwiderte Elli und gähnte laut, „ich bin plötzlich so müde. Ich schlafe ein wenig.“

Sie legte sich nieder und schlummerte sofort ein.

4

René wanderte durch den Park und konnte sich nicht aufraffen, sich jemandem anzuschliessen. Ständig kehrten seine Gedanken zu dem Engel zurück und er ertappte sich dabei, wie er ihn herbeisehnte.

Bald stellte er fest, dass auch andere von fremden Wesen abgeholt wurden. Wenn sie dann nach einer Weile ins Gasthaus zurückkamen, wirkten sie entspannter, gelöst und zufrieden. Ob sie auch solche Ausflüge erleben durften?

Neugierig geworden ergriff er die nächste Gelegenheit, als ein Junge, freudestrahlend, zurückgebracht wurde. Der Engel, ein liebliches weibliches Wesen, verabschiedete sich von ihm mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Noch bevor René den Jungen ansprechen konnte, sprudelte dieser hervor:

„Stell dir vor, dieses Mal habe ich es geschafft, ganz auf den Berg hinaufzukommen, bis zum Gipfel!“

„Was für einen Berg?“ fragte René.

„Na, hier gibt's doch viele Berge und zu so einem gehen wir regelmässig, Johanna und ich. Sie ist ein richtiger Kletterprofi und ich habe schon eine Menge gelernt von ihr.“

René blickte ihn skeptisch an.

„Also ich habe einen Wald, Teiche und viele Hügel gesehen, sogar Flamingos, aber keine Berge.“

„Dann wart ihr eben woanders“, sagte der Junge ungeduldig. „das ist ja nicht so schwer zu begreifen. Auf der Erde hatten wir ja auch verschiedene Regionen. Es gibt hier welche, die zum Meer mitgenommen werden, das erzählen sie wenigstens, aber das habe ich

auch noch nie gesehen. Und das Meer bedeutet mir nicht so viel, ich freue mich, dass ich klettern gehen darf.“

„Na ja, meinetwegen, aber du willst mir doch nicht erzählen, dass Engel klettern, dazu dieses zierliche Wesen, das dich zurückgebracht hat?“ beharrte René.

„Du verstehst das eben noch nicht“, entgegnete der Junge kurz und ein wenig schulmeisterlich. „Wir sollen hier doch alle etwas lernen und da lassen sich die Engel was einfallen. Und wenn's sein muss, klettern sie eben auch. Und ehrlich gesagt, es sah ganz so aus, als mache es Johanna selber den grössten Spass.“

„Ist das hier eigentlich das Spieler-Jenseits?“ wollte René plötzlich wissen.

„Ich glaube nicht“, antwortete der Junge, „es sind hier jedenfalls keine wirklich Spielsüchtigen, wie du das jetzt meinst.“

Dann nahm sein Gesicht einen ganz wichtigen Ausdruck an, als er fortfuhr: „Hier befinden sich einfach solche Seelen, die kein Feingefühl aufweisen und sich für sonst nichts anderes motivieren lassen. Da lässt man sie eben spielen und wie du siehst, entdeckt man mit der Zeit andere Interessen.“

„Ich freue mich über deinen Eifer!“

Unbemerkt war René's Lehrer dazugetreten und lächelte. René's Herz machte einen kleinen Satz.

„Du bist zurückgekommen!“ rief er und schämte sich sogleich für seinen spontanen Ausruf.

„Und hast du René denn auch schon erklärt, weshalb du klettern gehen darfst?“ fragte der Engel den anderen Jungen.

„Zur Abwechslung für dieses öde Leben hier“, erwiderte jener ohne Zögern.

„Nur deshalb?“

Darauf wusste der Gefragte nichts zu antworten. Doch der Engel lachte bloss und meinte:

„Es wird dir bestimmt wieder einfallen. Sonst hilft Johanna nach. Aber ich kann dir versichern, dass alles einen tiefen Sinn hat, was wir hier mit unseren Schützlingen unternehmen. Ihr wollt doch alle eines Tages wieder in eurem vollen, ursprünglichen Glanz vor dem König erscheinen, nicht wahr? Und nun zu dir“, wandte er sich an René.

„Bist du bereit für ein neues Abenteuer?“

René nickte, verlegen, denn ihm war bewusst geworden, dass er nicht einmal den Namen seines Begleiters wusste.

„Nenn mich Valentin. Und nun komm. Sira hat Junge gekriegt. Wir wollen sie besuchen.“

Inzwischen war Elli aus ihrem tiefen Schlummer aufgewacht und stiess noch etwas benommen zu der kleinen Gruppe.

„Was macht ihr?“ fragte sie, noch heiserer als sonst. Und ehe ihr jemand antworten konnte, fragte sie:

„Darf ich mitkommen?“

Valentin betrachtete sie aufmerksam und seine gütigen Augen schienen in dieser Seele zu lesen.

„Du weisst ja gar nicht, ob es dir gefallen wird“, sagte er endlich.

„Es wird auf jeden Fall besser sein als hier. Ich weiss hier nichts anzufangen. Die Spielerei ist mir verleidet.“

Valentin wiegte seinen Kopf hin und her, wägte im stillen ab und dann sprach er:

„Nun, ausnahmsweise nehme ich dich mit. Es war zwar nicht vorgesehen, doch es ist nichts dagegen einzuwenden.“

„Also los!“ rief Elli erfreut und so zogen sie los.

Wiederum führte Valentin sie in diesen herrlichen Wald. Sie waren noch nicht weit eingedrungen, als ihnen ein Reh mit seinem Jungen neugierig entgegenkam.

„Guck nur, diese niedlichen Rehe!“ rief Elli, „die fürchten sich ja gar nicht!“

Und dann, instinktiv leiser werden, fragte sie an Valentin gerichtet:

„Darf ich sie streicheln?“

„Aber natürlich“, lächelte der Engel und wieder war dieser glückliche Ausdruck in seinem Gesicht, den René schon beim ersten Mal beobachtet hatte.

Ganz vorsichtig näherte sich Elli den beiden Tieren, voller Furcht, dass sie doch plötzlich scheuten. Doch stattdessen kamen die Rehe langsam näher und streckten dem Mädchen ihre lieblichen Köpfe hin, stubsten gegen ihre Hand und verlangten gestreichelt zu werden.

„Wie lieb“, flüsterte Elli gerührt und René staunte, wie verändert das kratzbürstige Mädchen auf einmal war. Hingebungsvoll liebte

sie die Tiere, die es sich gerne gefallen liessen und andächtig murmelte sie: „Wie weich ihr Fell ist, wie Seide, nein, wie bei einem jungen Kätzchen. Haben sie denn einen Namen?“

„Du kannst ihnen einen geben. Dann kennen sie dich beim nächsten Mal“, erwiderte Valentin.

Erfreut strich Elli dem grösseren Reh über den Kopf und sagte: „Du bist meine Fanny, wie meine Hündin, die hatte auch so liebe Augen wie du.“

Dann beugte sie sich zum Kleinen hinunter und sprach: „Und du bist mein Seidenpelzchen, ein feineres Fell habe ich noch nie berührt.“

René und Valentin hatten die Szene etwas abseits stehend betrachtet. Die Rehe waren neugierig geworden und näherten sich nun auch ihnen beiden.

„Streichle auch du sie“, forderte Valentin seinen Schützling auf. „Gib dich mit ihnen ab, wie es Elli gemacht hat. Schenke ihnen etwas Zärtlichkeit.“

Etwas verlegen und zaudernd streckte René ihnen die Hand entgegen, was sogleich mit einem freundlichen Stubsen beantwortet wurde.

„Siehst du, sie mögen das. Sogar die Tiere wünschen sich Liebe“, erklärte Valentin.

Elli war ganz eifrig geworden und begann sich nach allerlei zu erkundigen bei ihrem himmlischen Begleiter, der ihr mit unendlicher Geduld Auskunft gab. Er schien einfach alles über die Tierwelt zu wissen.

„Gibt's denn auch Hunde?“ wollte sie wissen. „Ich mag so gerne Hunde und hatte auch immer welche.“

„Aber natürlich“, entgegnete Valentin, „bei uns leben alle Tiere, die es auch auf der Erde gibt und darüber hinaus noch solche, die den Menschen ganz unbekannt sind oder als ausgestorben gelten.“

„Unglaublich“, rief Elli, „das ist wirklich grossartig.“

Dann hielt sie plötzlich inne und sagte in vorwurfsvollem Ton: „He, René, interessiert dich das alles etwa gar nicht? Du machst ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter, dabei beneide ich dich, dass du so etwas Schönes erleben darfst! Ich habe dir ja erst nicht geglaubt, doch nun sehe ich, dass es wahr ist.“

Sie eilte weiter und konnte es nicht erwarten, weiteren Tieren zu begegnen und insbesondere Sira und ihren Nachwuchs zu sehen. Valentin hatte ihnen nicht verraten, um welche Tiere es sich handelte.

Sie waren schon tief in den leuchtenden, vor Leben überquellenden Wald eingedrungen, als Valentin plötzlich abbog und sie auf eine steppenähnliche, doch saftig grüne Weide mit vielen Bäumen und Gebüsch führte. Dort erahnte man viele natürliche Unterschlupfe und Verstecke.

Unvermittelt wich René zurück und packte Valentin erschrocken am Arm. „Schau nur“, wisperte er und kehrte abrupt um. Doch Valentin hielt ihn zurück und sprach ihm beruhigend zu.

Und da lag sie, vom blühenden Baldachin eines Busches geschützt, ruhig und doch mit heller Aufmerksamkeit umherspähend, die prächtige Löwin Sira.

Auch Elli stockte der Atem und mit grossen Augen blickte sie abwechseln zu Valentin und zu dem gewaltigen Tier, das sich jetzt bedächtig erhob und ihnen entgegensah.

„Meine Güte, und dort sind ja die Jungen!“ flüsterte Elli aufgeregt. Und tatsächlich wurden nun hinter dem Busch die drei Jungen sichtbar, die miteinander spielten und sich im Halbkreis um ihre Mutter tollten. Das Älteste und Grösste der drei wurde aufmerksam und richtete seinen Blick auf die Neuankömmlinge. Und schon sprang es herbei, wobei ihm die beiden jüngeren tapsig folgten.

„Eine Löwin mit Jungen, das ist doch gefährlich“, sagte Elli, noch ganz im menschlichen Denken behaftet. Doch als Valentin einige Schritte vortrat und sich niederkauerte, um die Tierkinder zu begrüßen, nahm sie ihren Mut zusammen und tat es ihm gleich.

„Die Löwin ist voller Stolz auf ihre Kinder und will sie uns präsentieren“, sprach Valentin, „fast wie bei den Menschen, nicht wahr?“

Er balgte sich lachend mit den drei Löwenkindern, die übermütig mit ihm spielten. Nun schritt auch Sira herbei, würdevoll, mit erhobenem Haupt, den Blick voller Sanftmut. Sie steuerte geradewegs auf René zu, der wie versteinert war.

„Welch ein Wunder“, wisperte Elli ehrfurchtsvoll. Sie zog René am Ärmel.

„Nun begrüsse sie schon, du Stock, welche Ehre, so einer Königin zu begegnen!“

Mit grosser Überwindung streckte René Sira seine Hand vor die Nase und liess sie beschnuppern. Mit einem Hüftschwung, als würde sie sagen wollen: „Stell dich nicht so an, du Angsthase, wir sind doch Freunde“, stiess die Löwin kräftig gegen René's Beine, dass er beinahe das Gleichgewicht verlor.

Elli lachte laut auf.

„Nun streichle sie schon!“ sagte sie temperamentvoll.

René gehorchte mechanisch und kraulte Sira mit hölzernen Fingern an der Stirn. Aber in seiner Seele regte sich schüchtern, was Valentins Absicht und hoher Auftrag war: Eine erste, leise Öffnung des Herzens. Ein warmer, heller Strahl sickerte in René's Seele. Er lächelte.

Gerne hätte er etwas gesagt, doch er fühlte sich unfähig, diese freudige Bewegung der Seele in Worte zu fassen.

„Es ist schön hier“, sagte er rau und Valentin drückte ihm fest die Hand.

Als Valentin zum Aufbruch mahnte, waren René und Elli voller Bedauern.

„Kann ich das nächste Mal wieder mitkommen?“ fragte Elli.

„Nun, ja“, antwortete Valentin. „Zur Belohnung gewiss. Denn was mein Schützling auf diesen Ausflügen lernen soll, kannst du bereits sehr gut.“

Erstaunt blickte Elli auf.

„Ja, du hast ein grosses Herz für diese Geschöpfe Gottes, du begegnest ihnen liebevoll und freust dich an ihnen. Du sollst nun aber lernen, an den Menschen umzusetzen, wozu du bei den Tieren mühelos in der Lage bist und in Zukunft auch den Menschen mehr Zuneigung schenken. Verstehst du?“

Elli schwieg etwas trotzig. Sie spürte wohl die Wahrheit dieser Worte, doch fürchtete sie diesen neuen Lebensabschnitt, der ihr bereits angekündigt worden war.

„Sei zuversichtlich“, munterte Valentin sie auf, „du wirst bald abgeholt werden von einem Engel, der dich zu den Menschen führt. Und zwar zu besonders feinfühligen Menschen. Dort erhältst du Gelegenheit zur Beobachtung und dann sollst du sie nachahmen.“

Lass dich anstecken von ihrer Warmherzigkeit, von ihrem freundlichen Umgang miteinander, von ihrer Sehnsucht nach einer harmonischen, göttlichen Welt. Das ist die Läuterung, welche für dich vorgesehen ist.“

Langsam und jedes mit seinen Gedanken beschäftigt, trat die kleine Gruppe die Heimkehr an.

Bald tauchte der Gasthof in der Ferne auf und Valentin zog sich zurück.

5

Das Leben im Gasthaus nahm seinen Fortgang. Valentin holte René noch für viele weitere gemeinsame Ausflüge ab. Immer mehr freute er sich darauf, immer begeisterter erzählte er seinen Mitgeschwistern davon und nahm seinerseits Anteil an dem, was ihm die anderen berichteten. Man schloss Freundschaft miteinander, lernte sich gegenseitig schätzen und verstehen. Ganz allmählich schritt die Wandlung in René's Seele voran – und nicht nur bei ihm, sondern bei ihnen allen, die für ihre Läuterung schicksalhaft zusammengeführt worden waren.

Schliesslich wurde es Zeit für eine Veränderung in René's Leben. Valentin erklärte ihm, dass ihn ein anderer Engel abholen würde.

„Ich habe dir Verständnis und zärtlichere Gefühle beigebracht, doch als nächstes sollst du in deinem Gefühl des Mitleids gestärkt werden“, sprach er. „Dafür kommst du in eine schönere Sphäre und wirst auch jenen Engel regelmässig begleiten.“

Traurig und doch auch neugierig erwartete René diesen fremden Gottesboten. Als es so weit war und er seinen neuen Lehrer erblickte, sank ihm der Mut. Wie streng und hoheitsvoll er aussah!

„Gott zum Gruss!“ begrüßte ihn der Engel mit tiefer Stimme und durchdrang René mit seinen klaren Augen. Schweigend musterte er ihn und strahlte dabei doch die Wärme eines himmlischen Wesens aus.

Er stellte sich als Nathanael vor und eröffnete René sogleich seine neue Aufgabe: „Wir besuchen gemeinsam leidende Seelen. Schau dich um und biete deine Hilfe an, wo immer es dir möglich ist. Du sollst Mitgefühl empfinden und die Liebe in dir noch mehr entfalten.“

Etwas eingeschüchtert folgte René dem Engel. Der neue Ort war viel heller und farbenprächtiger als zuvor. Sein Zuhause war ein Gemeinschaftshaus mit vielen Bewohnern, in dem es geschäftig zu und her ging. Doch blieb ihm nicht lange Zeit, sich umzusehen, denn schon brach Nathanael zu einer langen Wanderung mit ihm auf.

„Wir besuchen zuerst jene, denen es am guten Willen fehlt“, erklärte Nathanael. „Sie lassen sich nicht in die göttliche Ordnung einreihen und wissen nichts von Wohlwollen oder Güte dem Nächsten gegenüber.“

Tatsächlich begegneten ihnen viele, viele Wesen, die voller Klagen und unzufrieden waren und sich auch noch gegenseitig das Leben schwer machten.

„Schau nur, wie schwach ihr Wille ist“, sagte der geistige Lehrer zu seinem Schüler. „Sie wollen nicht, aber du, du *willst* doch, nicht?“

Das bejahte René aus vollem Herzen. Ja, er wollte seinem Leben schon seit langem eine neue Richtung geben und er strebte danach, die herrlichen Höhen zu erreichen, aus denen die Engel herkommen.

Diese bedauernswerten Seelen waren aber nicht einfach sich selbst überlassen, sondern viele Boten Gottes kümmerten sich um sie, gingen vom einen zum andern, sprachen ihnen gut zu, ermahnten sie, versuchten sie anzuspornen für ein besseres Leben.

René konnte beobachten wie die einen den Engeln zuhörten und andere dagegen nichts wissen wollten von ihnen, sondern lieber in ihrem traurigen Zustand verharrten. Daher blieben sie, wo sie waren.

René verstand nicht, wie sie so gleichgültig sein konnten und nicht auf die Engel hören wollten. Er selbst war in den Genuss eines eigenen Lehrers gekommen, der ihm viel gezeigt und erklärt und ihn auch in den Heils- und Erlösungsplan eingeführt hatte. Und auch jetzt kümmerte sich wieder ein Engel allein um ihn. Ob das denn nicht auch bei diesen Seelen hier möglich wäre?

„Ihr seid alle auf dem Heimweg zurück in die wahre himmlische Heimat“, erwiderte Nathanael. „Dort liegt auch *dein* wirkliches Zuhause. Das weisst du ja inzwischen, nicht wahr?“

René nickte. Ja, er war sorgfältig darüber belehrt worden, wie einst Scharen von reinen Geistern Gottes ihre göttliche Heimat verlassen mussten und in die Dunkelheit gestürzt wurden, weil sie sich gegen Christus erhoben hatten. Gegen den König des Himmels! Und auch er war dabei gewesen! Alles Leben auf der Erde, ob als Mensch oder als Tier und alles Ringen in den geistigen Aufstiegsstufen dient dazu, den belasteten Seelen den Weg zurück in die göttliche Ordnung zu ebnen.

„Ja“, fuhr Nathanael fort, „die verschiedensten Wege hat Gott in Seiner Weisheit dafür geschaffen. Sorgsam wird ausgewählt, welcher Weg der Läuterung für eine Seele am besten geeignet ist. Es lässt sich nicht jede Seele so willig führen wie du und hat einen eigenen Lehrer verdient. Es wird immer im Einzelfall geprüft, was erfolgversprechend ist.“

Sie zogen weiter und Nathanael beobachtete seinen Schüler genau. Würde es ihn von innen her dazu drängen, seinen beklagenswerten Mitgeschwistern Hilfe anzubieten? Würde sich sein Herz erweichen angesichts der hoffnungslosen Seelen?

Von Mitleid konnte man jedoch noch nicht sprechen. Zwar betrachtete René die Seelen und hörte sich auch ihre Leidensgeschichten an, doch dann zog es ihn weiter und er dachte bei sich: „Er hat es wohl nicht anders verdient. Nun muss er eben in diesem düsteren Tal leben.“

Als sie so miteinander wanderten, erregte ein weibliches Wesen René's Aufmerksamkeit. Schmutzig und ärmlich gekleidet kauerte sie am Boden, abwechselnd weinend und fluchend und streckte ihre geöffnete Hand den Vorübergehenden hin.

„Erbarmen, Erbarmen“, schluchzte sie, „man hat mich hier vergessen, niemand fragt nach mir, der Mann nicht, die Kinder nicht, eine milde Gabe bitte, eine milde Gabe, mir ist so kalt.“

Wie angewurzelt blieb René stehen und starrte die Frau an. Ein Engel war zu ihr hingeeilt und versuchte sie zu trösten, doch die Bettlerin stiess ihn beiseite und rief weiter um Hilfe.

Das Schlimmste ahnend machte René einen unsicheren Schritt und das vage Gefühl, diese Frau zu kennen, verdichtete sich zur festen Gewissheit. Und plötzlich stürzte er auf die zerlumpte Gestalt zu und schrie: „Mutter!“

Die Frau liess ihren Arm fallen und riss die Augen auf.

„René? René?“ krächzte sie und versuchte auf die Beine zu kommen. René stützte sie, vollkommen erschüttert.

„Mutter, in welchem Zustand du bist!“ stiess er schliesslich hervor.

„Da bist du ja endlich, missratener Sohn, hast mich dem Verderben überlassen, schau nur, was aus deiner Mutter geworden ist!“

Sie klammerte sich mit eisernem Griff an ihren früheren Sohn und ergoss sich in schweren Anklagen gegen ihn. René liess es stumm über sich ergehen. Er fühlte sich elend. Vergessen geglaubte Erinnerungen stiegen in ihm hoch und so gern er die Mutter abgeschüttelt hätte, so schwer und traurig wurde ihm plötzlich das Herz, bis ihm die Tränen in die Augen traten.

„Ich helfe dir, ich helfe dir“, beschwichtigte er sie. „Ich werde Mittel und Wege finden, dir zu helfen“, versprach er und deutete auf Nathanael. „Schau nur, welchen Freund ich hier gefunden habe, er ist mein Berater und Lehrer und mit ihm werde ich mich besprechen.“

Nathanael trat herbei und löste mit Leichtigkeit den Griff der leidenden Seele.

„Du hast gehört, was dein Sohn versprochen hat“, sagte er kurz. „Wir werden wiederkommen und dir helfen. Und in der Zwischenzeit rate ich dir, wende dich an Gott und versuche zu beten.“

„Beten!“ kreischte sie mit schriller Stimme. „Mein Leben lang habe ich gebetet und es hat nichts genützt! Ihr wollt mich wohl gleich wieder loswerden, ihr...“

Nathanael hatte seinen Schützling leise weitergezogen und ersparte ihm das weitere.

„Das habe ich nicht erwartet“, stotterte René und konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten.

„Ich weiss, wer uns helfen wird“, sagte Nathanael tröstend, „hab noch ein wenig Geduld.“

Aufgewühlt liess sich René weiterführen. Seine Gedanken waren so gefangen von dem Erlebten, dass er nicht bemerkte, wie sich die Umgebung immer mehr verdüsterte. Immer dunkler und unerträglicher wurde es. Schwere, dunkle Nebelschwaden krochen über den Boden, der sich einmal ganz schlammig und dann wieder knochenhart und rissig anfühlte. Nathanael erleuchtete mit seinem Licht die Umgebung und so erkannte René die unzähligen bedauernswerten Gestalten, die elend und verzweifelt um Hilfe flehten.

„Wir sind jetzt wahrhaftig tief unten“, erklärte der Engel, „dies ist das Reich der Toten, der Ärmsten unserer Mitgeschwister.“

Schreckliche Bilder sah René und immer wieder musste er den Blick abwenden.

Einige Male blieb Nathanael stehen und erzählte ihm aus dem Leben eines solchen Unglücklichen. Gebannt hörte René zu und fragte endlich: „Können wir denn nicht etwas für sie tun?“

„Ist es dir nicht gleichgültig, was mit diesen Seelen geschieht?“ fragte Nathanael.

„Aber nein!“ rief René und schlug die Hände vors Gesicht. „Wie kann einen das kalt lassen, solch ein Elend.“

Sie zogen weiter und hier und da stieg das Leuchten eines Engels auf, der in dieser Dunkelheit seinen Dienst versah. Überall beugten sie sich über diese jammervollen Wesen und kümmerten sich um sie. Plötzlich blieb René stehen und lauschte.

„Dieser wunderbare Gesang“, sagte er, „bestimmt sind dies auch Engel?“

„Ja, sie singen und bringen den Unseligen die frohe Botschaft, dass auch sie befreit werden, dass es für alle einen Ausgang aus dieser Finsternis gibt.“

Eine Weile lauschten sie dem Gesang, als sich ihnen eines der leuchtenden Gestalten näherte. Es war ein weibliches Wesen, das sie freundlich ansprach. Nathanael blickte sie vielsagend an und René fiel auf, dass ein leises, beinahe verschmitztes Lächeln seine Augenwinkel umspielte.

Als die Musik verklungen war, fragte der unbekannte Engel: „Kennst du mich denn nicht mehr?“

René stutzte. Vor ihm stand eine wunderschöne junge Frau, schlank, in ein leuchtend grünes, weich fließendes Gewand gehüllt und strahlte ihn an. Dieses liebevolle Gesicht, dieser gütige Ausdruck... war das etwa...? Zaghaft fragte er: „Elli? Bist du es etwa wirklich, meine kleine Schwester Elli?“

„Aber ja!“ Sie lachte hell und René starrte dieses schöne, fremde und doch vertraute Wesen voller Bewunderung an.

„So verschlungen sind sie, die Wege Gottes“, sagte sie und drückte René an sich, der es sich verlegen gefallen liess.

Schnell begriff er, dass diese Begegnung von langer Hand eingefädelt worden war.

„Lass uns zu Mutter gehen“, sagte Elli ohne weitere Umschweife und ehe René sie darum bitten konnte. Es war ja so deutlich in seiner Seele zu lesen, was er auf dem Herzen hatte. Sie machten sich rasch auf den Weg und verliessen diesen grauenvollen Ort.

So gerne hätte sich René vertraulich mit seiner Schwester unterhalten, denn gab es nicht viel zu erzählen und – dieser Gedanke machte ihn traurig – zu bereinigen? Dafür war aber jetzt keine Zeit und er musste sich auf später vertrösten.

Schon längst hatten die Engel sich abgesprochen, wie man der unglücklichen Mutter Erleichterung bringen wollte und freute sich über Renés Bereitschaft, mitzuhelfen.

Noch wusste er nicht, was sein Beitrag sein würde, doch vertraute er sich der Führung seiner gütigen, strahlenden Begleiter an. Er wollte alles in seiner Macht Stehende tun, um der Mutter zu helfen.

„Wie lange wird Mutter denn in diesem Zustand bleiben?“ fragte er besorgt.

„Das kann ich dir nicht sagen“, erwiderte Elli, „niemand weiss das. Denn es hängt so sehr von ihren guten Willen ab, ob sie sich aufraffen, um ein besseres Leben kämpfen will.“

Die Hilfe, die sie der Unglücklichen bringen wollten, wurde von dieser heftig verschmäht. Enttäuscht musste René erkennen, dass die Mutter vorerst nur darauf aus war, ihre Situation zu beklagen und über alle zu lästern, die es besser hatten. Sogar Elli griff sie an, war eifersüchtig auf ihre Schönheit und schmetterte ihr solch böse Worte entgegen, dass Nathanael einschreiten musste. Immer wieder

besuchte man gemeinsam diese hadernde Mutterseele. René gab sein Bestes, sprach ihr gut zu und versuchte sie für ein gemeinsames Gebet zu gewinnen, so, wie er es von seinen göttlichen Begleitern gelernt hatte. Längst hatte er erkannt, dass es kein Gelingen ohne den Segen Gottes gibt, weder in der jenseitigen Welt noch auf der Erde.

Es war eine harte und schmerzvolle Aufgabe für René und doch konnte er nicht anders, denn sein Herz war von Mitleid erfüllt für sie.

Dazwischen blieb Zeit für ausgedehnte Spaziergänge mit seiner Schwester. Nachdem er seine anfängliche Scheu überwunden hatte, genoss er das Zusammensein und die tiefen Gespräche mit ihr und er war stolz, eine so anmutige und geistig vornehme Schwester zu haben.

Dann aber musste er wieder in das Gemeinschaftshaus zurückkehren. Dort wurde er von seinen Mitgeschwistern herzlich begrüßt und voller Aufmerksamkeit lauschten sie seinen Erzählungen. René staunte, wie hingebungsvoll sie sich Gedanken machten, wie man seine Mutter noch besser unterstützen könnte. Sie versprachen, ihm nach Kräften zu helfen bei dieser schwierigen Aufgabe.

Aber nicht nur seiner Mutter solle er beistehen, wurde ihm eifrig erklärt, sondern auch anderen Leidenden, denn sie seien doch alles Brüder und Schwestern. Etwas beschämt stellte René fest, dass sie noch von viel grösserer Hilfsbereitschaft, noch von viel grösserem Mitleid erfüllt waren als er. Allen Unseligen wollten sie helfen, für sie beten, sich um sie kümmern, Christus um Gnade anflehen, denn hatte nicht gerade Er ein besonderes Verständnis für die leidenden, wunden Seelen? Nichts war ihnen zu viel und in allem hatten sie den König vor Augen.

„Ja“, dachte René bei sich, „es ist ein langer Weg, der noch vor mir liegt. Ob auch ich je zu dieser Aufopferung fähig sein werde? Und doch“, sagte er leise und empfand ein wenig Stolz, „der Anfang ist gemacht, ich *bin* auf dem Weg.“

Im Hintergrund dieser Erzählung stehen zwei medial vermittelte Vorträge von Geistlehrer Josef, der uns einen lehrreichen Einblick in den Aufstieg und die Läuterung zweier Verstorbener gibt (Vorträge vom 4.11.1959, veröffentlicht in GW Nr. 48/1959, sowie vom 5.12.1959, veröffentlicht in GW Nr. 51/1959). Die vorliegende Geschichte ist frei gestaltet und greift Grundgedanken und Motive der Vorträge auf. Sie erhebt keinen Wahrheitsanspruch im engen Sinn, sondern will eine lebendige Anschauung vermitteln.

Die Erzählung ist gut geeignet für jugendliche Leser oder solche, die wenig vertraut sind mit der geistigen Lehre.

Auf gleiche Weise verfasst wurden:

Medium Nr. 48: Die stumme Tina

Medium Nr. 52: Jessica hat nichts anzuziehen

Medium Nr. 54: Christoph, der Landstreicher

Derzeit lieferbare Schriften der GCG:

MEDIUM - Hefte 1 bis 59 - jeweils etwa 30 Seiten. Die Hefte mit den Kundgaben von Reverend G. Vale Owen (Hefte 3, 9 und 15) sind vergriffen.

Dostal, Werner: Lebenssinn. Der Weg ist nicht das Ziel. (Schmidt) Neustadt/Aisch 2005, 189 S. ISBN 3-87707-665-3

Lene, Eva Schiffer (Text), Edeltraut Lampel (Illustrationen): Lukas, komm doch endlich! (Editions à la Carte) Zürich 2003, 32 S., ISBN 3-908730-71-6

Lene, Eva Schiffer (Text), Edeltraut Lampel (Illustrationen): Friederik, was malst du da? (Editions à la Carte) Zürich 2004, 32 S., ISBN 3-908730-72-4

Livingston Marjorie: Himmlische Reise, Roman (übers. aus dem Englischen von Werner Dostal). (Schmidt) Neustadt/Aisch 2009, 299 S. ISBN 978-3-87707-743-6

Bestelladressen für die MEDIUM-Hefte und die Bücher der GCG:

Für die Schweiz: info@gcg.ch oder: GCG/IGL CH-8022 Zürich

Für Deutschland und andere Länder: werner.dostal@gmx.de oder
Werner Dostal Cuxhavener Straße 9 D-90425 Nürnberg

Copyright © GCG Zürich 2009